

**MIRANDA
JULY
DER ERSTE
FIESE TYP
ROMAN**

Aus dem amerikanischen
Englisch von Stefanie Jacobs

**KIEPENHEUER
& WITSCH**



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2015

Titel der Originalausgabe: The First Bad Man
Die Originalausgabe erschien 2015 bei Scribner,
einem Imprint von Simon & Schuster, Inc.

© 2015 Miranda July

All rights reserved

Aus dem amerikanischen Englisch von Stefanie Jacobs

© 2015, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

»kooks« words and music by David Bowie.

© 1971 (Renewed 1999) EMI Music Publishing Ltd.,
Tintoretto Music, and Chrysalis Songs. Reprinted by
permission of Hal Leonard Corporation.

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in
irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein
anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Mike Mills

Autorenfoto: © Todd Cole

Gesetzt aus der Aldus und der ITC Franklin Gothic

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04770-7

1. KAPITEL

Ich fuhr zur Praxis, als würde ich die Hauptrolle in einem Film spielen, den Phillip sich ansieht – die Fenster offen, wehendes Haar, nur eine Hand am Steuer. An der roten Ampel blickte ich geheimnisvoll geradeaus. *Wer ist das?*, haben sich die Leute vielleicht gefragt. *Wer ist die Frau im besten Alter in dem blauen Honda?* Ich schlenderte durch die Tiefgarage, betrat den Aufzug und drückte mit einem lässigen, amüsierfreudigen Finger die Zwölf. Einem Finger, der für alles zu haben war. Als die Türen sich geschlossen hatten, betrachtete ich mich in der verspiegelten Decke und übte schon mal, was ich für ein Gesicht machen würde, falls Phillip im Wartezimmer saß. Überrascht, aber nicht allzu sehr, und außerdem hing er ja nicht an der Decke, dann bog sich mein Hals auch nicht so durch. Ich übte das Gesicht auf dem ganzen Weg durch den Flur. Oh! Oh, hi! Da war die Tür.

DR. JENS BROYARD
CHROMOTHERAPIE

Ich öffnete sie schwungvoll.

Kein Phillip.

Ich brauchte einen Moment, um mich zu beruhigen. Fast hätte ich auf dem Absatz kehrngemacht und wäre nach Hause

gefahren, aber dann hätte ich ihn ja später nicht anrufen und mich für die Empfehlung bedanken können. Die Rezeptionistin gab mir ein Klemmbrett mit einem Anmeldeformular, und ich setzte mich auf einen Polsterstuhl. Es gab keine »Empfohlen von«-Zeile, deshalb schrieb ich auf den oberen Rand einfach: *Phillip Bettelheim hat mich geschickt.*

»Ich behaupte nicht, dass er der Beste der Welt ist«, hatte Phillip auf der Benefizgala von Open Palm gesagt. Er trug einen grauen Kaschmirpullover, der mit seinem Bart harmonierte. »Denn es gibt einen Farbtherapeuten in Zürich, der ihm durchaus das Wasser reichen kann. Aber Jens ist der Beste in L.A., und definitiv der Beste auf der Westside. Er hat meinen Fußpilz geheilt.« Er hob einen Fuß und senkte ihn wieder, bevor ich etwas riechen konnte. »Er lebt die meiste Zeit in Amsterdam, deshalb sucht er sich seine Patienten hier genau aus. Sag einfach, Phillip Bettelheim hat dich geschickt.« Er schrieb die Nummer auf eine Serviette und entfernte sich im Sambaschritt von mir.

»Phillip Bettelheim hat mich geschickt.«

»Genau!«, rief er über die Schulter. Den Rest des Abends verbrachte er auf der Tanzfläche.

Ich starrte die Frau an der Rezeption an – sie kannte Phillip. Vielleicht war er eben erst gegangen, oder er saß gerade in der Sprechstunde. Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Ich strich mir das Haar hinter die Ohren und beobachtete die Sprechzimmertür. Kurz darauf kam eine gertenschlanke Frau mit einem kleinen Baby heraus. Das Baby hielt eine Schnur mit einem Kristall daran in der Hand. Ich sah nach, ob zwischen ihm und mir eine besondere Verbindung bestand, die stärker war als die zu seiner Mutter. Nein, nichts.

Dr. Broyard hatte skandinavische Gesichtszüge und trug eine winzige Brille, die ihm etwas Skeptisches verlieh. Während er mein Anmeldeformular las, saß ich auf einem wulstigen Ledersofa gegenüber einem japanischen Wandschirm aus Papier. Obwohl keine Wünschelruten oder Glaskugeln zu sehen waren, machte ich mich auf Derartiges gefasst. Wenn Phillip an Chromotherapie glaubte, genügte das. Dr. Broyard schob seine Brille auf die Nasenspitze.

»Aha. Das Globussyndrom, *globus hystericus*.«

Ich begann zu erklären, was das ist, aber er unterbrach mich. »Ich bin Arzt.«

»Tut mir leid.« Aber sagen echte Ärzte wirklich: »Ich bin Arzt«?

Ruhig besah er sich meine Wangen und hackte dabei mit einem roten Stift auf ein Blatt Papier ein. Darauf war ein Gesicht, ein unspezifisches Gesicht, über dem CHERYL GLICKMAN stand.

»Diese Punkte da sind ...?«

»Ihre Rosazea.«

Die Augen auf dem Blatt waren groß und rund, wohingegen meine praktisch verschwinden, wenn ich lächele, und meine Nase ist knolliger. Abgesehen davon stehen die Flächen zwischen meinen Augen, meiner Nase und meinem Mund in perfektem Verhältnis zueinander. Nur ist das bisher noch niemandem aufgefallen. Und auch meine Ohren: entzückende kleine Muscheln. Ich klemme immer die Haare dahinter und versuche, Räume voller Menschen mit den Ohren voran zu betreten, seitwärts. Er zog einen Kreis um den Papierhals und schraffierte ihn sorgfältig.

»Wie lange haben Sie den Kloß im Hals denn schon?«

»Seit etwa dreißig Jahren, mal mehr, mal weniger. Dreißig oder vierzig Jahren.«

»Waren Sie schon mal in Behandlung?«

»Ich habe versucht, eine Überweisung für eine OP zu bekommen.«

»Eine OP.«

»Damit der Kloß rausgeschnitten wird.«

»Aber es ist ja kein echter Kloß.«

»Nein, angeblich nicht.«

»Die übliche Behandlung ist eine Psychotherapie.«

»Ich weiß.« Ich erklärte ihm nicht, dass ich Single war. Therapie ist was für Paare. Genauso wie Weihnachten. Und Zelten. Und Zelten am Strand. Dr. Broyard öffnete eine Schublade voller klimpernder Glasfläschchen und nahm eins heraus. ROT stand auf dem Etikett. Mit zusammengekniffenen Augen betrachtete ich die glasklare Flüssigkeit. Sie erinnerte mich stark an Wasser.

»Das ist die *Essenz* von Rot«, sage er barsch. Er spürte meine Skepsis. »Rot ist eine Energie, die nur in ihrer Rohform eine Färbung annimmt. Nehmen Sie jetzt zehn Milliliter ein und dann jeden Morgen vor dem ersten Urinieren weitere zehn Milliliter.« Ich schluckte eine Pipette voll.

»Warum vor dem ersten Urinieren?«

»Bevor Sie aufstehen und herumlaufen – die Bewegung lässt Ihre Basaltemperatur ansteigen.«

Ich dachte darüber nach. Was, wenn man nach dem Aufwachen sofort Sex hatte, noch bevor man zur Toilette ging? Das ließ die Basaltemperatur mit Sicherheit auch ansteigen. Wäre ich Anfang dreißig gewesen statt Anfang vierzig, hätte er dann gesagt: Vor dem ersten Urinieren oder vor dem ersten *Geschlechtsverkehr*? Das ist das Problem mit Männern in meinem Alter, ich bin irgendwie älter als sie. Phillip ist Mitte sechzig, deshalb bin ich für ihn wahrscheinlich eine jüngere Frau, fast noch ein Mädchen. Nicht, dass ich für ihn schon irgendetwas anderes wäre als jemand von Open Palm. Aber das könnte sich innerhalb

weniger Sekunden ändern; es hätte sich gerade eben schon ändern können, im Wartezimmer. Könnte es immer noch, wenn ich ihn anrufen würde. Dr. Broyard reichte mir ein Formular.

»Geben Sie das Ruthie vorn an der Rezeption. Ich habe einen Folgetermin für Sie anberaumt, aber wenn der Kloß in Ihrem Hals schlimmer wird, bevor wir uns das nächste Mal sehen, sollten Sie vielleicht doch über irgendeine Form von Therapie nachdenken.«

»Bekomme ich einen von diesen Kristallen da?« Ich zeigte auf die glitzernden Glastropfen im Fenster.

»Einen Sonnentropfen? Beim nächsten Mal.«

Während die Rezeptionistin meine Versichertenkarte kopierte, erklärte sie mir, dass Chromotherapie nicht von der Krankenversicherung übernommen wird.

»Der nächste freie Termin wäre am 19. Juni. Möchten Sie lieber vormittags oder nachmittags?« Ihr hüftlanges, graues Haar war abstoßend. Meins ist zwar auch grau, aber wenigstens gepflegt.

»Ich weiß nicht – vormittags?« Es war gerade mal Februar. Im Juni waren Phillip und ich vielleicht schon ein Paar und kamen Händchen haltend zu Dr. Broyard.

»Vorher ist nichts mehr frei?«

»Der Doktor ist nur dreimal im Jahr in dieser Praxis.«

Ich sah mich im Wartezimmer um. »Und wer gießt dann diese Pflanze hier?« Ich beugte mich über den Tresen und drückte einen Finger in die Erde des Farns. Sie war feucht.

»Hier praktiziert noch eine Ärztin.« Sie tippte auf den Visitenkartenhalter, der zwei verschiedene Stapel enthielt, einen von Dr. Broyard und einen von einer gewissen Dr. Tibbets, Klinische Sozialpädagogin. Ich versuchte, mir eine

Karte zu nehmen, ohne dabei meinen schmutzigen Finger zu benutzen.

»Wie wäre es mit Viertel vor zehn?«, fragte sie und reichte mir eine Schachtel Kleenex.

Ich rannte durch die Tiefgarage, das Handy fest umklammert. Als die Autotüren verriegelt waren und die Klimaanlage lief, tippte ich die ersten neun Ziffern von Phillips Nummer ein, dann hielt ich inne. Ich hatte ihn noch nie angerufen; in den letzten sechs Jahren hatte er immer mich angerufen, und nur bei Open Palm und nur in seiner Eigenschaft als Vorstandsmitglied. Vielleicht war das doch keine so gute Idee. Suzanne wäre da sicher anderer Meinung. Sie hatte damals bei Carl den ersten Schritt gemacht. Suzanne und Carl sind meine Chefs.

»Wenn du eine besondere Verbindung spürst, geh offen damit um«, hatte sie mal zu mir gesagt.

»Wie denn zum Beispiel?«

»Zeig ihm ein bisschen Feuer.«

Ich wartete vier Tage, um die Fragen ein wenig zu verteilen, dann fragte ich sie, wie ich das zum Beispiel anstellen könnte. Sie sah mich lange an, dann zog sie einen alten Briefumschlag aus dem Papierkorb und zeichnete eine Birne darauf. »Das ist in etwa die Form deines Körpers. Siehst du? Oben klein und zierlich und unten nicht ganz so.« Dann erklärte sie mir die optische Täuschung, die entsteht, wenn man unten dunkle Sachen trägt und oben helle. Bei Frauen, die diese Farbkombination tragen, sehe ich immer nach, ob sie auch Birnen sind, und ich liege jedes Mal richtig – eine Birne macht der anderen nichts vor.

Unter die Zeichnung schrieb sie die Nummer von jemandem, der ihrer Meinung nach besser zu mir passte als Phil-

lip – ein geschiedener Alkoholiker und Vater namens Mark Kwon. Er lud mich zum Abendessen ins Mandarette am Beverly Boulevard ein. Aber ihre Rechnung ging nicht auf, also fragte sie mich, ob sie vielleicht auf dem falschen Dampfer sei. »Vielleicht liegt es ja nicht an Mark? Vielleicht liegt es an Männern im Allgemeinen?« Das denken die Leute manchmal, wegen meiner Haare; sie sind recht kurz. Ich trage außerdem Schuhe, in denen man tatsächlich laufen kann, Rockports oder saubere Turnschuhe, keinen hochhackigen Fußschmuck. Aber würde das Herz einer lesbischen Frau beim Anblick eines Fünfundsechzigjährigen in einem grauen Pullover höherschlagen? Mark Kwon hat vor ein paar Jahren wieder geheiratet; Suzanne hatte damals großen Wert darauf gelegt, mir das mitzuteilen. Ich wählte die restlichen Ziffern.

»Hallo?« Er klang schläfrig.

»Hi, hier ist Cheryl.«

»Hm?«

»Von Open Palm.«

»Ah, hallo, hallo! Wunderbare Benefizgala, ich hab mich prächtig amüsiert. Was kann ich für dich tun, Cheryl?«

»Ich wollte dir nur sagen, dass ich bei Dr. Broyard war.« Es entstand eine lange Pause. »Dem Chromotherapeuten«, fügte ich hinzu.

»Jens! Er ist großartig, nicht wahr?«

Ich sagte, ich fände ihn phänomenal.

Das war mein Plan gewesen: dasselbe Wort zu benutzen, mit dem er auf der Benefizgala meine Halskette beschrieben hatte. Er hatte die schweren Perlen von meiner Brust gehoben und gesagt: »Die ist ja phänomenal, wo hast du die her?«, und ich sagte, von einem Stand auf dem Bauernmarkt, und dann zog er mich an den Perlen zu sich. »Hey«, sagte er, »wie praktisch, das gefällt mir.« Ein Außenstehender wie zum Beispiel Nakako, unsere Spezialistin für För-

dermittelakquise, fand diesen Moment vielleicht erniedrigend, aber ich wusste, dass das Erniedrigende bloß ein Witz war; er mokierte sich über die Sorte Mann, die so etwas tun würde. Das machte er schon seit Jahren; einmal während einer Vorstandssitzung sagte er immer wieder, meine Bluse wäre hinten nicht richtig zu, und öffnete lachend den Reißverschluss. Ich lachte auch und griff mir sofort in den Nacken, um den Reißverschluss wieder zuzuziehen. Der Witz lautete: *Kannst du dir das vorstellen? Was manche Leute für geschmacklose Sachen machen?* Aber es gab noch eine weitere Bedeutungsschicht, denn ungehobelte Menschen zu imitieren, hat auch etwas Befreiendes – als würde man in die Rolle eines Kindes schlüpfen, oder eines Verrückten. Das kann man nur mit jemandem machen, dem man wirklich vertraut, der weiß, wie kultiviert und edel man in Wirklichkeit ist. Nachdem er meine Halskette losgelassen hatte, bekam ich einen kurzen Hustenanfall, der zu einem Gespräch über mein Globussyndrom und den Farbtherapeuten führte.

Bei dem Wort *phänomenal* klingelte offenbar nichts; er sagte, Dr. Broyard sei teuer, aber sein Geld wert, und dann hob er die Stimme und leitete eine höfliche Verabschiedung ein. »Nun gut, dann sehen wir uns morgen auf der Vorstands-«, aber bevor er *-sitzung* sagen konnte, unterbrach ich ihn.

»Philip, was ich dir sagen wollte: Ich bin jederzeit für dich da!«

»Wie bitte?«

»Ja, wirklich, jederzeit. Steh zu deinen Gefühlen!« Was für eine Stille. Nicht einmal unter den Kuppeldächern riesiger Kathedralen hatte es je so viel Leere auf einmal gegeben. Er räusperte sich. Das Echo hallte durch den Dom und schreckte die Tauben auf.

»Cheryl?«

»Ja?«

»Ich muss jetzt los.«

Ich sagte nichts. Er würde über meine Leiche steigen müssen, um vom Telefon wegzukommen.

»Auf Wiederhören«, sagte er, und nach einer kurzen Pause legte er auf.

Ich steckte das Telefon in meine Handtasche. Falls das Rot schon wirkte, setzte in meiner Nase und meinen Augen jetzt gleich dieses wunderbare, stechende Gefühl ein, eine Million winziger Nadelstiche, die in einer salzigen Flut gipfeln würden, und die Scham löste sich in meinen Tränen auf und floss in den Rinnstein. Der Schrei stieg meinen Hals hoch und ließ ihn anschwellen, aber anstatt weiter hochzuziehen, ballte er sich genau dort zu einer kampflustigen Kugel. Globus hystericus.

Irgendetwas knallte gegen meinen Wagen, und ich zuckte zusammen. Es war die Tür des Wagens neben mir; eine Frau bugsierte ihr Baby in seine Autoschale. Ich fasste mir an den Hals und beugte mich vor, um einen Blick darauf zu erhaschen, aber ihr Haar hing genau vor seinem Gesicht, deshalb konnte ich nicht erkennen, ob es eins der Babys war, die ich als meine eigenen betrachte. Natürlich nicht im biologischen Sinne, nur ... als meine Vertrauten. Ich nenne solche Babys Kubelko Bondy. Ich brauche nur eine Sekunde, um nachzusehen, meistens merke ich es nicht mal, und schon habe ich es wieder getan.

Die Bondys waren Anfang der Siebziger eine Weile mit meinen Eltern befreundet gewesen. Mr und Mrs Bondy und ihr kleiner Sohn Kubelko. Als ich meine Mutter später nach ihm fragte, sagte sie, sie sei sicher, dass das nicht sein richtiger Name war, aber wie *war* sein richtiger Name? Kevin? Marco? Sie wusste es nicht mehr. Die Erwachsenen tranken

im Wohnzimmer Wein, und ich sollte mit Kubelko spielen. Zeig ihm deine Sachen. Er saß still an meiner Zimmertür und hielt einen Holzlöffel in der Hand, den er manchmal auf den Boden schlug. Große schwarze Augen, rosa Pausbacken. Er war noch klein, sehr klein. Kaum älter als ein Jahr. Nach einer Weile warf er den Löffel weg und begann zu weinen. Ich sah ihm zu und wartete, dass jemand kam, aber es kam niemand, also hievte ich ihn auf meinen Schoß und wiegte seinen speckigen kleinen Körper. Er beruhigte sich beinahe sofort. Ich hielt ihn weiter in den Armen, und er sah mich an und ich ihn, und ich wusste, dass er mich mehr liebte als seine Mutter und seinen Vater, und dass er auf eine sehr reale und sehr beständige Weise zu mir gehörte. Weil ich erst neun war, war nicht ganz klar, ob als Kind oder Ehemann, aber das spielte auch keine Rolle, ich fühlte mich der Herausforderung des Kummers gewachsen. Ich drückte meine Wange an seine und umarmte ihn, wie ich hoffte für immer und ewig. Er schlief ein, und auch ich trieb immer wieder in den Halbschlaf ab, Zeit und Raum entglitten mir, und sein warmer Körper war mal riesig und dann wieder winzig klein – und wurde mir plötzlich von der Frau, die sich für seine Mutter hielt, aus den Armen gerissen. Während die Erwachsenen auf die Tür zusteuerten und sich müde und zu laut Danke sagten, sah mich Kubelko Bondy mit panischem Blick an.

Tu irgendwas. Sie bringen mich weg.

Keine Sorge, ich überlege mir was.

Natürlich würde ich ihn nicht einfach in die Nacht hinaussegeln lassen, meinen liebsten Jungen. *Stopp! Lassen Sie ihn los!*

Aber meine Stimme war zu leise, sie verließ meinen Kopf gar nicht. Sekunden später segelte er hinaus in die Nacht, mein liebster Junge. Und ward nie mehr gesehen.

Nur dass ich ihn sehr wohl wiedersah – immer und immer wieder. Manchmal war er noch ein Säugling, manchmal lief er schon herum. Beim Ausparken bekam ich bessere Sicht auf das Kind im Auto neben mir. Bloß irgendein Baby.

2. KAPITEL

Ich erwachte früh am Morgen vom Geräusch fallender Äste in meinem Garten. Ich nahm zehn Milliliter Rot und lauschte dem schwerfälligen Sägen. Es war Rick, der obdachlose Gärtner, der schon zum Haus dazugehört hatte, als ich es damals kaufte. Ich würde nie jemanden einstellen, der auf meinem Grundstück herumlungert und in meine Privatsphäre eindringt, aber ich kündigte ihm auch nicht, als ich einzog, weil ich nicht wollte, dass er mich für weniger offen hielt als die Vorbesitzer, die Goldfarbs. Sie hatten ihm einen Schlüssel gegeben; manchmal geht er zur Toilette oder legt ein paar Zitronen in die Küche. Ich suche immer irgendeinen Grund, um schon weg zu sein, wenn er kommt, was morgens um sieben gar nicht so einfach ist. Manchmal fahre ich einfach drei Stunden durch die Gegend, bis er wieder weg ist. Oder ich parke ein paar Straßen weiter und schlafe im Wagen. Einmal hat er mich entdeckt, auf dem Rückweg in sein Zelt oder seinen Karton, und sein lächelndes Stoppelgesicht gegen die Scheibe gedrückt. Es war nicht leicht gewesen, mir im Halbschlaf eine Erklärung auszudenken.

Heute fuhr ich einfach nur früh zu Open Palm und bereitete alles für die Vorstandssitzung vor. Mein Plan war, mich so würdevoll zu verhalten, dass Phillip sich unmöglich an die taktlose Frau erinnerte, mit der er gestern telefonierte

hatte. Ich würde zwar nicht laut mit einem britischen Akzent sprechen, aber im Kopf, und die Wirkung würde sich übertragen.

Jim und Michelle waren schon im Büro, und auch Sarah, unsere Praktikantin. Sie hatte ihr Baby dabei und versuchte, es unter dem Schreibtisch zu verstecken, aber wir hörten es natürlich alle. Ich wischte den Tisch im Vorstandszimmer ab und verteilte Notizblöcke und Stifte. Ich bin die Chefin, eigentlich ist das unter meiner Würde, aber ich mache es Phillip gern schön. »Sie kommen!«, rief Jim, was bedeutete, dass Carl und Suzanne im Anmarsch waren. Ich schnappte mir zwei riesige Vasen voll welker Blumen und eilte damit in die Mitarbeiterküche.

»Ich mach das!«, sagte Michelle. Sie war neu bei uns – nicht meine erste Wahl.

»Zu spät«, sagte ich, »ich hab sie schon.«

Sie rannte neben mir her und wollte mir eine Vase aus der Hand reißen, wobei sie nichts von dem ausgeklügelten Gleichgewichtssystem verstand, mit dessen Hilfe ich sie trug. Die andere Vase geriet jetzt dank ihrer Hilfe ins Rutschen, und ich überließ ihr das Auffangen, welches sie leider versäumte. Genau in dem Moment, als die Vase auf den Teppich fiel, kamen Carl und Suzanne zur Tür herein. Phillip war auch dabei.

»Hallo allerseits«, sagte Carl. Phillip trug einen wunderschönen weinroten Pullover. Mein Atem wurde flacher. Ich musste mich immer zusammenreißen, nicht einfach wie eine Ehefrau zu ihm zu gehen, so als wären wir schon seit tausend Leben ein Paar. Höhlenmann und Höhlenfrau. König und Königin. Nonnen.

»Darf ich vorstellen, Michelle, unsere neue Medienkoordinatorin«, sagte ich und deutete mit einer witzigen Handbewegung nach unten. Sie kratzte gerade im Vierfüßler-

stand schleimige braune Blumen zusammen; jetzt versuchte sie schnell aufzustehen.

»Ich bin Phillip.« Michelle schüttelte ihm aus einem verwirrten Kniestand heraus die Hand, das Gesicht heiß und rot. Ich war versehentlich gemein gewesen; so etwas passierte mir nur, wenn ich unter starkem Stress stehe, und hinterher tut es mir immer furchtbar leid. Ich würde ihr am nächsten Tag irgendwas mitbringen, einen Geschenkgutschein oder einen Ninja-Smoothiemaker. Eigentlich hatte ich ihr schon längst irgendwas schenken wollen, präventiv sozusagen; das mache ich bei neuen Angestellten gern. Sie kommen dann nach Hause und sagen: »Dieser neue Job ist so toll, ich kann es kaum glauben – sieh mal, was mir meine Chefin geschenkt hat!« Wenn sie dann irgendwann mal in Tränen aufgelöst nach Hause kommen, sagt ihr Mann oder ihre Frau: »Bist du sicher, Schatz? Sie hat dir doch den Smoothiemaker geschenkt.« Und dann kommt der neue Angestellte ins Grübeln, macht sich vielleicht sogar Vorwürfe.

Suzanne und Carl schlenderten mit Phillip davon, und Sarah, die Praktikantin, eilte herbei, um beim Aufwischen zu helfen. Ihr Baby gluckste beharrlich und aggressiv. Schließlich ging ich zu ihrem Schreibtisch und schaute darunter. Der Kleine gurrte wie ein trauriges Täubchen und sah lächelnd zu mir hoch; er erkannte mich sofort wieder.

Andauernd werde ich bei den falschen Leuten geboren, sagte er.

Ich nickte voller Bedauern. *Ich weiß.*

Was sollte ich machen? Am liebsten hätte ich ihn aus seiner Babyschale genommen und endlich wieder in die Arme geschlossen, aber das kam nicht infrage. Ich machte eine entschuldigende Geste, und er akzeptierte sie mit einem langsamen Zwinkern aus seinen klugen Äuglein, das mir

einen schmerzhaften Stich in die Brust versetzte und den Kloß in meinem Hals anschwellen ließ. Ich wurde immer älter, während er jung blieb, mein winziger Gatte. Oder, in-between wohl wahrscheinlicher: mein Sohn. Sarah eilte zu ihm und hob seine Babyschale schwungvoll auf die andere Seite des Schreibtischs. Er strampelte wie wild.

Gib nicht auf, gib nicht auf.

Nein, sagte ich. Niemals.

Ihn regelmäßig zu sehen, wäre viel zu schmerzhaft. Ich räusperte mich streng.

»Sie wissen sicher, dass es nicht angemessen ist, Ihr Baby mit zur Arbeit zu bringen.«

»Suzanne meinte, das wäre in Ordnung. Sie sagt, sie hätte Clee auch immer mitgebracht, als sie noch klein war.«

Das stimmte. Die Tochter von Carl und Suzanne war nach der Schule immer in das alte Studio gekommen, schreiend herumgerannt und hatte alle bei der Arbeit gestört. Ich sagte Sarah, der Kleine könne heute dableiben, aber zur Gewohnheit dürfe das nicht werden. Sie sah mich an, als hätte ich sie verraten, sie als berufstätige Mutter, Feminismus usw. usf. Ich sah sie genauso an, weil ich eine Frau in einer Führungsposition war und sie das schamlos ausnutzte, Feminismus usw. usf. Sie senkte den Kopf ein wenig. Die Praktikantinnen sind immer Frauen, die Carl und Suzanne leidtun. Ich war auch mal eine, vor fünfundzwanzig Jahren. Damals war Open Palm wirklich nur ein Frauen-Selbstverteidigungsstudio; ein umfunktioniertes Taekwondo-Dojo.

Ein Mann grapscht dir an die Brust – was machst du? Mehrere Männer umringen dich, werfen dich zu Boden und reißen dir die Hose runter – was machst du? Ein Mann, dem du vertraut hast, drückt dich gegen eine Wand und lässt dich nicht mehr gehen – was machst du? Ein Mann brüllt etwas Vulgäres über einen Körperteil, den du ihm zei-

gen sollst – zeigst du ihn? Nein. Du drehst dich um, siehst ihn geradewegs an, zeigst mit dem Finger genau auf seine Nase und stößt tief aus dem Zwerchfell ein lautes, kehliges »Aiaiaiaiaia!« aus. Diesen Teil mochten die Kursteilnehmerinnen immer, den Schrei. Die Stimmung kippte, sobald die Angreifer in ihren dicken Schaumstoffanzügen mit riesigen Köpfen herauskamen und ungewollte Zärtlichkeiten, Vergewaltigung, Gruppenvergewaltigung und sexuelle Erniedrigung simulierten. Die Männer, die darin steckten, waren eigentlich nett und friedlich – fast zu nett und friedlich –, aber während der Rollenspiele wurden sie ziemlich vulgär und hitzig. Bei vielen Frauen löste das Emotionen aus, und genau darum ging es ja – jeder kann sich wehren, wenn er nicht gerade völlig verängstigt oder gedemütigt ist und schluchzend sein Geld zurückverlangt. Das Gefühl, etwas erreicht zu haben, war in der letzten Sitzung immer sehr bewegend. Angreifer und Teilnehmerinnen umarmten und dankten einander und tranken dabei alkoholfreien Cidre. Alles war vergeben und vergessen.

Wir haben immer noch einen Kurs für junge Mädchen im Programm, aber nur, um den Status einer gemeinnützigen Organisation nicht zu verlieren. Unser eigentliches Geschäft sind jetzt Fitness-DVDs. Es war meine Idee gewesen, Selbstverteidigung als Workout zu verkaufen. Unsere Reihe steht in Konkurrenz zu anderen Top-Workout-Videos; die meisten Käuferinnen geben an, dass ihnen der Kampfaspekt gar nicht so wichtig ist, sie mögen nur die treibende Musik und den Effekt, den es auf ihren Körper hat. Wer will schon zusehen, wie eine Frau im Park blöd angequatscht wird? Niemand. Ohne mich würden Carl und Suzanne immer noch diese deprimierenden Anleitungsvideos drehen. Sie sind mehr oder weniger in den Ruhestand gegangen, seit sie nach Ojai gezogen sind, auch wenn sie sich immer noch in Per-

sonalangelegenheiten einmischen und zu den Vorstandssitzungen kommen. Ich gehöre praktisch mit zum Vorstand, wenn auch nicht offiziell. Ich führe Protokoll.

Phillip setzte sich so weit weg von mir wie möglich, und wie es aussah, mied er während der gesamten Sitzung den Blick in meine Richtung. Ich hoffte, das seien bloß Hirngespinnste, aber Suzanne fragte später, ob zwischen uns irgendwas nicht stimme. Ich gestand ihr, dass ich ihm ein bisschen Feuer gezeigt hatte.

»Was soll das heißen?«

Es war jetzt fast fünf Jahre her, dass sie das vorgeschlagen hatte – diese Wendung gehörte inzwischen wohl nicht mehr zu ihrem aktiven Wortschatz.

»Ich habe zu ihm gesagt: Steh zu deinen Gefühlen ...« Es war nicht leicht, es auszusprechen.

»Was?« Suzanne beugte sich vor, und ihre langen Ohrringe pendelten nach vorn.

»Steh zu deinen Gefühlen!«

»Das hast du zu ihm gesagt? Das ist ja schon ein sehr provokativer Satz.«

»Wirklich?«

»Wenn eine Frau das zu einem Mann sagt? Klar. Du hast ihm definitiv ein bisschen – wie hast du es ausgedrückt?«

»Feuer gezeigt.«

Carl lief mit einem schmutzigen Leinenbeutel mit der Aufschrift OJAI NATURAL FOOD durchs Büro und füllte ihn mit Keksen, grünem Tee und einem Päckchen Mandelmilch aus der Personalküche, dann hopste er hinüber zum Vorratsschrank und bediente sich – diverse Packen Druckerpapier, eine Handvoll Stifte und Textmarker und ein paar Fläschchen Tipp-Ex. Sie bringen auch gern Sachen hierher, mit denen sie nichts anfangen können – ein altes Auto, das nicht mehr läuft, einen Wurf kleine Kätzchen oder eine

muffige alte Couch, für die sie keinen Platz mehr haben. Diesmal war es ein Riesenbatzen Fleisch.

»Das ist Beefalo – die fortpflanzungsfähige Kreuzung aus Rind und Bison«, sagte Carl.

Suzanne öffnete eine Styropor-Kühlbox. »Wir haben zu viel bestellt, und es ist nur bis morgen haltbar«, erklärte sie.

»Genau, deshalb dachten wir uns, statt es schlecht werden zu lassen, könnten heute Abend alle in den Genuss von Beefalo kommen – das geht auf uns!«, rief Carl und hob die Hände wie der Weihnachtsmann.

Sie riefen die Namen aus. Nacheinander standen alle Angestellten auf und nahmen ein kleines weißes Päckchen in Empfang, auf dem ein Namensetikett klebte. Suzanne rief Phillips Namen und meinen kurz hintereinander auf. Wir gingen zusammen zu ihr, und sie reichte uns gleichzeitig unser Fleisch. Mein Päckchen war größer. Ich sah, dass er es bemerkte, und dann endlich sah er mich an.

»Tauschen wir?«, flüsterte er.

Ich gab ihm das Fleisch, auf dem CHERYL stand, und er gab mir das Fleisch, auf dem PHILLIP stand.

Während der Beefalo-Verteilung überlegte Suzanne außerdem laut, ob jemand wohl für ein paar Wochen ihre Tochter bei sich aufnehmen könne, bis sie eine Wohnung und einen Job in L. A. gefunden habe.

»Sie ist eine hochtalentiertere Schauspielerin.«

Niemand sagte etwas.

Suzanne wiegte sich in ihrem langen Rock ein wenig hin und her. Carl rieb sich seinen dicken Bauch und wartete mit hochgezogenen Augenbrauen auf Meldungen Aufnahme-williger. Das letzte Mal war Clee mit ihm im Büro gewesen, als sie vierzehn war. Ihr helles Haar war damals zu einem sehr straffen Pferdeschwanz zurückgebunden; jede Menge Eyeliner, riesige Kreolen und eine Hose, die fast unter den

Pobacken hing. Sie sah aus, als wäre sie in einer Gang. Das war jetzt sechs Jahre her, aber trotzdem meldete sich niemand freiwillig. Bis es doch jemand tat: Michelle.

Das Beefalo hatte einen irgendwie urtümlichen Nachgeschmack. Ich wischte die Pfanne aus und zerriss das weiße Papier mit Phillips Namen darauf. Noch bevor ich damit fertig war, klingelte das Telefon. Niemand weiß, warum Namenzerreißen dazu führt, dass derjenige dann anruft – die Wissenschaft hat noch keine Erklärung dafür gefunden. Den Namen wegradieren funktioniert auch.

»Ich dachte, ich ruf einfach mal an«, sagte er.

Ich ging ins Schlafzimmer und legte mich aufs Bett. Es begann wie jedes andere unserer Telefonate, nur dass er mich in sechs Jahren nicht ein einziges Mal abends auf meinem Privathandy angerufen hatte. Wir redeten über Open Palm und Themen aus der Sitzung, als wäre es nicht acht Uhr abends und ich nicht im Nachthemd. Dann, an dem Punkt, an dem das Gespräch normalerweise beendet gewesen wäre, folgte eine lange Stille. Ich saß im Dunkeln und fragte mich, ob er wohl schon aufgelegt hatte, ohne auf den Knopf zu drücken. Dann flüsterte er ganz leise: »Ich glaube, ich bin ein schrecklicher Mensch.«

Für den Bruchteil einer Sekunde nahm ich das für bare Münze – ich dachte, er würde mir gleich ein Verbrechen gestehen, einen Mord vielleicht. Dann wurde mir klar, dass wir alle glauben, wir könnten schreckliche Menschen sein. Aber das offenbaren wir nur, bevor wir jemanden bitten, uns zu lieben. Es ist wie ausziehen.

»Nein«, flüsterte ich zurück. »Du bist so gut.«

»Bin ich nicht!«, protestierte er, und seine Stimme wurde vor Aufregung lauter. »Du hast ja keine Ahnung.«

»Und ob, Phillip«, antwortete ich ebenso laut und inbrünstig. »Ich kenne dich besser, als du glaubst!« Das ließ ihn für einen Moment verstummen. Ich schloss die Augen. Mit all meinen Dekokissen um mich herum, kurz bevor es intim wurde, fühlte ich mich wie ein König. Ein König, vor dem ein Festmahl ausgebreitet ist.

»Kannst du gerade reden?«, fragte er.

»Ja, wenn du reden kannst.«

»Nein, ich meine, bist du allein?«

»Ich lebe allein.«

»Das dachte ich mir.«

»Wirklich? Was genau hast du gedacht, als du das gedacht hast?«

»Na ja, *Ich glaube, sie lebt allein*, habe ich gedacht.«

»Du hattest recht.«

»Ich muss dir was gestehen.«

Wieder schloss ich die Augen, ein König.

»Ich muss diese Last loswerden«, fuhr er fort. »Du brauchst auch nichts zu antworten, wenn du einfach nur zuhören könntest.«

»Okay.«

»Mann, bin ich nervös. Ich schwitze. Wie gesagt, antworten ist nicht nötig. Ich sage es einfach nur, und dann legen wir auf und du kannst ins Bett gehen.«

»Ich bin schon im Bett.«

»Umso besser. Dann kannst du direkt schlafen und mich morgen früh anrufen.«

»So machen wir es.«

»Gut, dann sprechen wir uns morgen.«

»Warte – wolltest du mir nicht was gestehen?«

»Ich weiß, ich hab nur gerade Angst bekommen und ... ich weiß nicht. Der Moment ist vorbei. Vielleicht solltest du jetzt einfach schlafen gehen.«

Ich setzte mich auf.

»Soll ich dich morgen früh trotzdem anrufen?«

»Ich melde mich morgen Abend.«

»Danke.«

»Gute Nacht.«

Mir fiel kaum ein Geständnis ein, das jemanden ins Schwitzen bringen würde, das nicht entweder krimineller oder romantischer Natur war. Und wie oft begehen Leute – Leute, die man kennt – ein ernsthaftes Verbrechen? Ich war furchtbar nervös; an Schlaf war nicht zu denken. Im Morgengrauen dann eine unfreiwillige Totalentleerung meines Darms. Ich nahm zehn Milliliter Rot und drückte auf den Kloß in meinem Hals. Immer noch steinhart. Gegen elf rief Jim an und sagte, es gebe da einen klitzekleinen Notfall. Jim ist unser Büroleiter vor Ort.

»Geht es um Phillip?« Vielleicht mussten wir ja so schnell wie möglich zu ihm fahren, dann könnte ich sehen, wo er wohnt.

»Michelle hat sich das mit Cleo anders überlegt.«

»Oh.«

»Sie will, dass Cleo auszieht.«

»Okay.«

»Kann sie bei dir wohnen?«

Wenn man allein lebt, denken die Leute immer, sie könnten sich bei einem einquartieren, dabei ist das Gegenteil der Fall: Sie sollten sich jemanden suchen, in dessen Leben sowieso schon andere hineinpfeifen, dann kommt es auf einen mehr auch nicht an.

»Ich wünschte wirklich, ich könnte«, sagte ich. »Ich würde zu gern helfen.«

»Das kommt nicht von mir, Carl und Suzanne hatten die

Idee. Ich glaube, sie haben sich sowieso gefragt, warum du dich nicht gleich gemeldet hast, wo du doch quasi zur Familie gehörst.«

Ich presste die Lippen zusammen. Carl hatte mich einmal *ginjo* genannt, und ich dachte, es bedeutet »Schwester«, bis er mir sagte, dass es die japanische Bezeichnung für jemanden ist, meist einen älteren Mann, der in völliger Isolation lebt und das Feuer für das ganze Dorf in Gang hält.

»In den alten Mythen verbrennt er erst seine Kleider und dann seine Knochen, damit es nicht verlischt«, sagte Carl. Ich blieb mucksmäuschenstill, damit er auch ja nicht aufhörte; ich liebte es, wenn mich jemand beschrieb. »Als er dann irgendetwas anderes finden muss, um das Feuer in Gang zu halten, bekommt er *ubitsu*. Das lässt sich nicht so leicht übersetzen, aber im Grunde genommen sind es Träume, die so schwer sind, dass sie unendlich viel Masse und Gewicht haben. Die verbrennt er dann, und das Feuer geht nie aus.« Dann sagte er, mein Führungsstil sei aus der Distanz heraus effektiver, weshalb ich von nun an von zu Hause aus arbeiten würde, auch wenn ich gern einen Tag pro Woche vor Ort arbeiten könne und zu den Vorstandssitzungen herzlich willkommen sei.

Mein Haus ist nicht sehr groß; ich versuchte, mir hier eine weitere Person vorzustellen.

»Ich gehöre praktisch zur Familie, haben sie gesagt?«

»Das braucht man doch nicht zu sagen – oder sagst du, dass deine Mom praktisch zur Familie gehört?«

»Nein.«

»Siehst du.«

»Ab wann soll denn das sein?«

»Sie kommt heute Abend mit ihrem Zeug zu dir.«

»Ich habe heute Abend ein wichtiges privates Telefonat.«

»Tausend Dank, Cheryl.«

Ich trug meinen Computer aus dem Bügelzimmer und stellte ein Gästebett auf, das bequemer war, als es aussah. Ich legte ein Handtuch und einen fein säuberlich zusammengefalteten Waschlappen auf ein Badetuch und platzierte den Stapel auf einem Bettbezug, den sie gern über ihre Steppdecke ziehen durfte. Auf den Waschlappen legte ich ein zuckerfreies Pfefferminzbonbon. Ich polierte die Armaturen im Bad und in der Küche, bis sie aussahen wie neu, ebenso den Hebel am Toilettenspülkasten. Ich legte sämtliches Obst in eine Keramikschale, damit ich mit der Hand darauf deuten und sagen konnte: »Iss, was du magst. Fühl dich ganz wie zu Hause.« Der Rest des Hauses war tadellos, wie immer, dank meinem System.

Es hat keinen Namen – ich nenne es einfach mein System. Sagen wir zum Beispiel, jemand ist total am Boden, oder auch einfach nur faul, und kümmert sich nicht mehr um den Abwasch. Bald stapeln sich die Teller bis zum Himmel und es scheint unmöglich, auch nur eine Gabel zu spülen. Also isst derjenige bald mit schmutzigen Gabeln von schmutzigen Tellern und kommt sich vor wie ein Obdachloser. Folglich duscht er nicht mehr. Was es schwer macht, das Haus zu verlassen. Bald beginnt er oder sie, seinen Müll überall hinzuwerfen und in Gläser zu pinkeln, weil er dazu nicht aus dem Bett aufstehen muss. Es ist uns allen schon so ergangen, Verurteilungen sind also fehl am Platze, aber die Lösung ist simpel:

Weniger Teller.

Was man nicht hat, kann sich nicht aufstapeln. Das ist das Wichtigste, aber auch:

Lassen Sie alles, wo es ist.

Wie viel Zeit verbringen wir damit, Gegenstände von A nach B zu tragen? Entsorgen Sie Ihren Wäschekorb und legen Sie die schmutzige Kleidung direkt in die Waschmaschine. Die Trommel ist Ihr Wäschekorb. Bevor Sie einen

Gegenstand weit von seinem angestammten Platz entfernen, denken Sie daran, dass Sie ihn auch wieder dorthin zurückbringen müssen – ist es das wirklich wert? Können Sie das Buch nicht auch lesen, während Sie neben dem Regal stehen und den Finger in der Lücke halten, in die Sie es danach wieder schieben werden? Oder noch besser: Lesen Sie es gar nicht erst. Und *wenn* Sie schon irgendetwas irgendwohin tragen, nehmen Sie auf jeden Fall alles mit, was in dieselbe Richtung muss. Die Sachen bilden sozusagen eine Fahrgemeinschaft. Eine neue Seife ins Bad legen? Vielleicht warten Sie, bis der Trockner mit den Handtüchern fertig ist, und bringen Handtücher und Seife zusammen ins Bad. Die Seife könnten Sie zwischenzeitlich auf den Trockner legen. Und die Handtücher falten Sie vielleicht erst, wenn Sie das nächste Mal zur Toilette müssen. Sie könnten dann versuchen, die Seife auszupacken und die Handtücher zusammenzulegen, während Sie auf der Toilette sitzen, denn dann haben Sie ja die Hände frei. Vor dem Abputzen wischen Sie sich mit dem Toilettenpapier überschüssiges Fett aus dem Gesicht. Beim Abendessen: Verzichten Sie auf den Teller. Stellen Sie die Pfanne einfach auf einem Untersetzer direkt auf den Tisch. Teller sind Zierrat, den Sie sich für Gäste aufsparen können, damit sie sich wie im Restaurant fühlen. Muss die Pfanne gespült werden? Nicht, wenn Sie nur Herzhaftes daraus essen.

Wir alle tun manchmal einige dieser Dinge; mit meinem System tut man sie immer alle. Lassen Sie nie irgendetwas schleifen. Es geht einem schnell in Fleisch und Blut über, und wenn man das nächste Mal am Boden ist, läuft das System von selbst. Wie ein Millionär lebe ich mit einem Vollzeitdiener, der alles in Ordnung hält – und weil ich selbst der Diener bin, dringt auch niemand in meine Privatsphäre ein. Wenn es richtig gut läuft, verschafft mir mein System

ein fließenderes Lebensgefühl. Ich erlebe meine Tage wie einen Traum, ohne die Ecken und Kanten, für die das Leben so berühmt ist. Nach mehreren Tagen allein wird es so glatt und geschmeidig, dass ich mich selbst nicht mehr spüre; es ist, als würde ich nicht existieren.

Als es um Viertel vor neun an der Tür klingelte, hatte ich immer noch nichts von Phillip gehört. Wenn er anrief, während ich gerade mit ihr redete, würde ich mich einfach entschuldigen müssen. Was, wenn sie immer noch wie ein Gangmitglied aussah? Oder vielleicht hatte sie ein schlechtes Gewissen wegen der Unannehmlichkeiten, die sie mir bereitete, und entschuldigte sich sofort, sobald sie mich sah. Als ich zur Tür ging, löste sich die Weltkarte von der Wand und rutschte geräuschvoll zu Boden. Nicht unbedingt ein Zeichen für irgendwas.

Sie war viel älter als damals mit vierzehn. Sie war eine Frau. So sehr, dass ich mir für einen Moment gar nicht sicher war, was ich eigentlich war. Über ihrer Schulter hing eine riesige lila Reisetasche.

»Clee! Herzlich willkommen!« Als ich sie umarmen wollte, trat sie rasch einen Schritt zurück. »Das ist ein schuhfreier Haushalt, du kannst deine Schuhe also direkt hier draußen abstellen.« Ich zeigte neben die Tür, lächelte und wartete und zeigte noch einmal neben die Tür. Sie blickte auf meine Schuhreihe, verschiedene braune Formen, und dann auf ihre eigenen Schuhe, die aussahen wie aus rosa Kaugummi.

»Nein, ich glaube nicht«, sagte sie mit einer erstaunlich tiefen, rauhen Stimme.

Für einen Moment standen wir da. »Warte kurz«, sagte ich und holte eine Plastiktüte. Sie sah mich mit einem aggressiven, leeren Gesichtsausdruck an, zog mit je einem Fußkick die Schuhe aus und steckte sie in die Tüte.

»Schließ bitte immer beide Schlösser ab, wenn du aus dem Haus gehst. Wenn du da bist, genügt eins. Wenn es an der Tür klingelt, kannst du erst hier aufmachen« – ich öffnete das Fensterchen in der Eingangstür und schaute hindurch – »und nachsehen, wer es ist.« Als ich das Gesicht aus dem Guckloch zog, war sie schon in der Küche.

»Iss alles, was du magst«, sagte ich und setzte zum Laufschrift an, um sie einzuholen. »Fühl dich ganz wie zu Hause.« Sie nahm zwei Äpfel und wollte sie in ihre Handtasche stecken, sah dann aber, dass einer davon einen braunen Fleck hatte, und tauschte ihn gegen einen anderen aus. Ich zeigte ihr das Gästezimmer. Sie ließ das Pfefferminzbonbon in ihren Mund ploppen und warf das Papier wieder auf den Waschlappen.

»Gibt's hier keinen Fernseher?«

»Im Gemeinschaftsbereich gibt es einen. Im Wohnzimmer.«

Wir gingen ins Wohnzimmer, und sie starrte auf den Fernseher. Es war keiner von diesen flachen, aber er war groß und ins Bücherregal eingebaut. Obendrauf lag ein kleines tibetisches Deckchen.

»Kabel?«

»Nein. Aber ich habe gutes Antennenfernsehen, die Lokalsender kommen alle sehr klar rein.« Bevor ich ausgerechnet hatte, nahm sie ihr Handy heraus und begann darauf herumzutippen. Ich stand eine Weile da und wartete, bis sie schließlich zu mir hochsah, als wollte sie sagen, *Was machst du noch hier?*

Ich ging in die Küche und setzte Wasser auf. Am Rande meines Blickfelds sah ich sie noch immer, und ich konnte nicht anders, als mich zu fragen, ob Carl wohl eine sehr vollbusige Mutter gehabt hatte. Suzanne war zwar groß und attraktiv, aber als »Granate« hätte man sie nicht bezeichnet, wo-

hingegen einem dieses Wort beim Anblick der Frau, die sich gerade gegen die Couch lehnte, durchaus in den Sinn kam. Und es war mehr als nur ihre Oberweite – alles an ihrer blonden, gebräunten Erscheinung ging über das Normalmaß hinaus. Vielleicht war sie sogar leicht übergewichtig. Oder auch nicht, vielleicht lag es bloß an ihrem Kleidungsstil. Sie trug eine enge, magentarote Trainingshose, die tief auf den Hüften hing, und darüber mehrere Trägertops, oder vielleicht auch einen lila BH und zwei Tops – auf jeden Fall hatte sie eine Menge Träger auf den Schultern. Zwischen ihren Augen und ihrer kleinen Nase war zu viel Platz. Auch unter dem Mund war überschüssiges Gesicht. Viel Kinn. Ihre Augen, ihre Nase und ihr Kinn selbst waren eindeutig schöner als meine, aber wenn man den Raum dazwischen betrachtete, ging der Punkt an mich. Sie hätte sich bei mir bedanken können, auch ein kleines Geschenk wäre nicht völlig unangebracht gewesen. Der Kessel pffff. Sie sah hoch und riss spöttisch die Augen auf; so sah ich gerade aus, sollte das heißen.

Gegen Abend fragte ich Clee, ob sie Hühnchen und Grünkohl auf Toast mitessen wolle. Falls sie sich wunderte, dass es Toast zum Abendessen gab, würde ich ihr erklären, dass das weniger aufwendig ist als Reis oder Pasta, aber trotzdem als Getreide durchgeht. Ich würde ihr nicht mein ganzes System auf einmal erklären, nur Stück für Stück. Sie sagte, sie hätte sich etwas zu essen mitgebracht.

»Brauchst du einen Teller?«

»Ich kann aus dem Ding essen.«

»Eine Gabel?«

»Okay.«

Ich reichte ihr die Gabel und stellte mein Telefon auf volle Lautstärke. »Ich erwarte einen wichtigen Anruf«, erklärte ich. Sie sah hinter sich, so als suchte sie denjenigen, den das interessierte.

»Wenn du fertig bist, spül die Gabel einfach ab und leg sie hier zu deinen anderen Sachen.« Ich zeigte auf einen kleinen Behälter im Regal, in dem ihre Tasse, ihre Müslischale, ihr Teller, ihr Messer und ihr Löffel lagen. »Und da kommt mein Geschirr hinein, aber das ist jetzt natürlich in Gebrauch.« Ich tippte auf den leeren Behälter neben ihrem.

Sie sah die Behälter an und dann ihre Gabel und dann noch einmal die Behälter.

»Ich weiß, das ist jetzt vielleicht verwirrend, weil unser Geschirr ja gleich aussieht, aber solange alles in Gebrauch ist, gerade gespült wird oder in seinem Behälter liegt, sollte es keine Probleme geben.«

»Wo sind die anderen Teller?«

»Ich mache das schon seit Jahren so, es gibt ja nichts Schlimmeres als ein Spülbecken voller schmutziger Teller.«

»Aber wo sind sie?«

»Na ja, ich habe natürlich noch welche. Wenn du zum Beispiel mal eine Freundin zum Essen einladen willst ...« Je mehr ich versuchte, nicht die Kiste oben auf dem Regal anzusehen, desto weniger gelang es mir. Sie folgte meinem Blick und grinste.

Am nächsten Abend hatte ich ein Spülbecken voll schmutziger Teller, und Phillip hatte immer noch nicht angerufen. Da es im Bügelzimmer keinen Fernseher gab, hatte sich Clee mit ihren Sachen, ihrem Essen und literweise Pepsi light – alles nur eine Armeslänge von ihr entfernt – im Wohnzimmer auf der Couch niedergelassen, die sie mit einem mitgebrachten, riesigen Blumenkissen und einem lila Schlafsack ausgestattet hatte. Dort telefonierte sie, tippte auf ihrem Handy und sah vor allem fern. Ich trug den Computer wieder ins Bügelzimmer, klappte das Gästebett zusammen und

schleppte es hoch in die Dachkammer. Während ich mich in dem Raum über ihr befand, erklärte sie mir, dass jemand mit einem kostenlosen Probeabo für Kabelfernsehen an der Haustür gewesen sei.

»Als du bei der Arbeit warst. Kannst du ja am Monatsende wieder kündigen, wenn ich weg bin. Es kostet dich also nichts.«

Ich sagte nichts, weil es mir wie eine Art Versicherung vorkam, dass sie auch wirklich wieder ging. Der Fernseher lief die ganze Zeit, Tag und Nacht, egal, ob sie wach war oder schlief oder hinsah oder nicht. Ich hatte von solchen Leuten gehört, oder vielmehr, welche gesehen, im Fernsehen. Als drei Tage vergangen waren, schrieb ich Phillips Namen auf ein Blatt Papier und zerriss es, aber der Trick funktionierte nicht – wenn man sich zu sehr darauf verlässt, funktioniert er nie. Ich versuchte auch, seine Nummer rückwärts zu wählen, völliger Unsinn, dann ohne Vorwahl und dann alle zehn Ziffern, aber in zufälliger Reihenfolge.

Um Clee herum begann ein Geruch zu gerinnen, ein bouillonartiger, intimer Moschusgeruch, den sie nicht zu bemerken schien oder der ihr gleichgültig war. Ich hatte angenommen, dass sie jeden Morgen duschen würde, mit giftig blauen Waschgels und künstlich süßen Lotions. Aber sie wusch sich gar nicht. Weder am Tag ihrer Ankunft noch am Tag danach. Der Körpergeruch war eine Zugabe zu ihrem Fußpilz, der einem zwei Sekunden, nachdem sie vorbeigegangen war, in die Nase stach – eine hinterhältige Verzögerung. Am Ende der Woche badete sie schließlich und benutzte, dem Geruch nach zu urteilen, mein Shampoo.

»Du kannst gern mein Shampoo benutzen«, sagte ich, als sie aus dem Bad kam. Sie hatte ein Handtuch auf den Schultern, und ihr Haar war zurückgekämmt.

»Hab ich schon.«

Ich lachte und sie lachte zurück – kein richtiges Lachen, sondern ein sarkastisches, schnaubendes Gelächter, das immer hässlicher wurde, bis sie einfach so aufhörte. Ich blinzelte, ausnahmsweise einmal dankbar, dass ich nicht weinen konnte, und sie drängte sich an mir vorbei und streifte mich ein wenig mit der Schulter. Der Ausdruck auf meinem Gesicht bedeutete so viel wie *Hey, Vorsicht! Es ist nicht okay, mich in meinem eigenen Haus zu verhöhnen, zu dem ich dir großzügig die Tür geöffnet habe. Diesmal lasse ich es noch durchgehen, aber in Zukunft erwarte ich in puncto Verhalten eine Hundertachtzig-Grad-Wende, mein Fräulein.* Aber sie wählte gerade auf ihrem Handy, deshalb sah sie den Blick nicht. Ich nahm mein Handy und wählte ebenfalls. Alle zehn Ziffern, in der korrekten Reihenfolge.

»Hi«, schrie ich. Ihr Kopf schnellte herum. Wahrscheinlich dachte sie, ich kenne niemanden.

»Hi«, sagte er. »Cheryl?«

»Yo, hier ist der Cher Bear!«, sagte ich, schlenderte in mein Schlafzimmer und schloss schnell die Tür hinter mir.

»Das war nicht meine richtige Stimme«, flüsterte ich und hockte mich hinter mein Bett, »und wir brauchen auch gar nicht zu reden, ich musste bloß demonstrativ jemanden anrufen, und da hab ich zufällig deine Nummer gewählt.« Das kam mir zu Beginn des Satzes irgendwie plausibler vor als am Ende.

»Tut mir leid«, sagte Phillip. »Ich habe dich doch nicht angerufen.«

»Und ich hab dich nur des Anrufs wegen angerufen. Dann sind wir ja jetzt quitt.«

»Ich hatte wohl einfach Angst.«

»Vor mir?«

»Ja, und vor der Gesellschaft. Hörst du mich? Ich bin gerade mit dem Auto unterwegs.«

»Wo fährst du hin?«

»Einkaufen. Zu Ralphs. Eine Frage: Wie stehst du zu einem Altersunterschied? Würdest du einen sehr viel älteren oder jüngeren Partner in Betracht ziehen?«

In mir sammelte sich so viel Energie auf einmal, dass meine Zähne zu klappern begannen. Phillip war zweiundzwanzig Jahre älter als ich.

»Ist das ein Geständnis?«

»So was in der Art.«

»Okay, meine Antwort lautet: ja.« Ich hielt meinen Kiefer fest, damit meine Zähne nicht mehr klapperten. »Und du?«

»Willst du meine Meinung dazu wirklich wissen, Cheryl?«

Ja!

»Ja.«

»Ich finde, jeder, der zur selben Zeit hier auf Erden lebt, ist freigegeben. Die große Mehrheit der Menschen ist ohnehin so jung oder so alt, dass sich ihre Lebenszeit nicht einmal mit meiner oder deiner überschneidet – die scheiden aus.«

»Auf vielerlei Ebenen.«

»Genau. Wenn jemand also zufällig in dem winzigen Fleckchen deiner Lebenszeit geboren wurde, was soll dann die Diskussion um ein paar Jahre mehr oder weniger? Das grenzt doch an Blasphemie.«

»Wobei sich die Lebenszeit mancher Menschen ja nur ganz *knapp* überschneidet«, gab ich zu bedenken. »Die scheiden dann vielleicht auch aus.«

»Du meinst ...?«

»Babys?«

»Na ja, ich weiß nicht«, sagte er nachdenklich. »Es muss ja auf Gegenseitigkeit beruhen. Und körperlich für beide

Beteiligten angenehm sein. Wenn man im Fall eines Babys irgendwie feststellen könnte, dass das Baby genauso fühlt, dann ist es vielleicht eine rein sinnliche oder rein energetische Beziehung. Die deswegen natürlich nicht weniger romantisch und bedeutungsvoll ist.« Er hielt inne. »Darüber lässt sich streiten, ich weiß, aber ich glaube, du verstehst, was ich meine.«

»Voll und ganz.« Er war nervös – wenn Männer über Gefühle sprechen, sind sie sicher, dass sie gleich eines schrecklichen Verbrechens angeklagt werden. Um ihn zu beruhigen, erzählte ich ihm von Kubelko Bondy und den dreißig Jahren, in denen wir uns immer wieder begegneten und immer wieder trennen mussten.

»Er ist also nicht ein Baby, sondern viele?« Schwang da ein seltsamer Unterton in seiner Stimme mit? Hörte ich etwa eine Spur von Eifersucht?

»Nein, er ist ein Baby. Aber er wird von vielen Babys gespielt. Oder vielmehr repräsentiert, das ist vielleicht der bessere Ausdruck.«

»Verstehe. Kubelko – ist das tschechisch?«

»So nenne ich ihn bloß. Kann sein, dass ich das erfunden hab.«

Es klang, als wäre er rechts rangefahren. Ob wir wohl gleich Telefonsex haben würden? Ich hatte das zwar noch nie gemacht, glaubte aber, ein besonderes Talent dafür zu besitzen. Manche Leute halten es für besonders wichtig, beim Sex wirklich in der Situation zu sein, körperlich bei dem anderen Menschen; für mich dagegen ist es wichtig, die andere Person zu verdrängen und sie durch mein Ding zu ersetzen, wenn möglich vollständig. Am Telefon wäre das viel einfacher. Mein Ding, das ist so eine Fantasie, die ich mir gern ausmale. Ich fragte ihn, was er gerade anhabe.

»Eine Hose und ein Hemd. Socken. Schuhe.«

»Klingt gut. Willst du mir irgendetwas sagen?«

»Nein, ich glaube nicht.«

»Keine Geständnisse?«

Er lachte nervös. »Cheryl? Ich bin jetzt da.«

Für einen Moment dachte ich, er meinte hier direkt vor meinem Haus, direkt draußen. Aber er meinte bei Ralphs. Sollte das eine subtile Einladung sein? Da er wahrscheinlich gerade auf der East Side war, gab es zwei Ralphs, zu denen er gefahren sein konnte. Ich zog ein Männerhemd mit Nadelstreifen an, das ich extra aufgehoben hatte. Wenn er mich darin sah, würde es ihm unbewusst das Gefühl geben, wir wären gerade nebeneinander aufgewacht und ich hätte mir schnell sein Hemd übergezogen. Ein entspannendes Gefühl, fand ich. Die wiederverwendbaren Einkaufsbeutel lagen in der Küche; ich versuchte, hinein- und wieder hinauszuhuschen, ohne dass Clee mich sah.

»Du fährst einkaufen? Ich brauch auch was.«

Es gab keine einfache Art, ihr zu erklären, dass ich zwar einkaufen fuhr, aber eigentlich doch nicht. Sie legte die Füße aufs Armaturenbrett, schmutzige braune Zehen in hellblauen Flipflops. Der Gestank war unglaublich.

Nachdem ich mich ein paar Mal umentschieden hatte, fuhr ich in die etwas gepflegtere Filiale. Wir schlenderten durch die Gänge mit den Fertiggerichten, Clee mit dem Einkaufswagen ein paar Meter vor mir, die Brüste geradezu lächerlich wie zwei Ballons vor sich. Frauen musterten sie von oben bis unten und sahen dann weg. Männer nicht – sie drehten sich sogar noch um, der Hinteransicht wegen. Ich drehte mich ebenfalls um und warf ihnen strenge Blicke zu, aber das interessierte sie nicht. Manche Männer sagten sogar »Hi«, als würden sie sie kennen, oder als würde ihre Bekanntschaft genau in diesem Moment beginnen. Mehrere Ralphs-Mitarbeiter fragten sie, ob sie Hilfe brauche. Hin-